



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Haarhaus, Julius R.: Pancratius Capitolinus : ein Heldengesang in Prosa :
(Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Menschengeschlecht nicht verkümmern sollte. Die philosophische Glücksfrage werfen wir nicht auf; nur so viel können wir, in wie dichtes Dunkel auch die Absichten und Ziele der Vorsehung gehüllt sein mögen, deutlich sehen, daß sich das Menschengeschlecht nach dem Worte der Bibel vermehren, die Erde erfüllen und sich unterthan machen und alle Kräfte des Geistes entfalten soll. Und wir sehen, wie diesen Zwecken der Vorsehung die neue Technik dient. Sie ermöglicht und erleichtert die Besiedlung der unwirklichsten, der entlegensten und unzugänglichsten Länder. Sie macht es möglich, daß sich Millionen Menschen in einer Stadt zusammendrängen, ohne daß die Gefahr einer Hungersnot entsteht. Sie sorgt durch vortreffliche Wohnungs-, Heiz- und Beleuchtungseinrichtungen dafür, daß Gelehrte in den kältesten Ländern und in der dunkelsten Jahreszeit anhaltend geistigen Arbeiten obliegen können, ohne im mindesten durch leibliche Beschwerden oder physische Hindernisse gestört zu werden. Zudem vereint sie die Wissenschaft mit einer unermesslichen Fülle der vortrefflichsten Hilfsmittel und ermöglicht ihren über die Erde zerstreut wohnenden Vertretern durch die Aufhebung der Entfernungen, einander in die Hände zu arbeiten. Und sie sorgt endlich dafür, daß es dem modernen Menschen niemals an Aufgaben und an Stoff zur Thätigkeit fehle. Das war es ganz besonders, was List zum leidenschaftlichen Liebhaber der Technik und der Industrie machte. Selbst ein Mann voll Leben, Kraft und unwiderstehlichem Thatendrang, immer unruhig umhergetrieben und keinem andern Ruhe gönnend, haßte und verachtete er nichts so sehr wie Faulheit, bequemen Schlendrian und Stagnation. Er wird nicht müde, die Industrie zu preisen wegen der Regsamkeit, geistigen Beweglichkeit und Kraftentfaltung, die sie überall wecke, wohin sie dringe. Wäre er gezwungen worden, sich das englische Arbeiterelend in seiner ganzen Größe vorzustellen und einzugestehn, so würde er gesagt haben, daß, wenn er die Wahl habe zwischen solchem Elend, das nur eine Begleiterscheinung großartiger Kraftentfaltung sei, und dem Elend des russischen Bauern, er jenes unbedingt vorziehe.

(Schluß folgt)



Pancrätius Capitolinus

Ein Heldengesang in Prosa von Julius R. Haarhaus

(Schluß)



zwischen belustigten sich die siegreichen Feinde in der eroberten Burg, so gut sie vermochten. In der Bibliothek richteten sie eine Unordnung an, die dem Chaos vergangner Tage wenig nachgab. Am ärgsten wüteten sie jedoch im Weinkeller. Was sie nicht trinken konnten, ließen sie aus den Fässern laufen. Aber dieser Wahnwitz bestrafte sich selbst: zwei Mann, die sich berauscht hinter einem Stückfasse zum Schläfe niedergelassen hatten, erlagen dem tödlich wirkenden Weindunst. Es

war ein Bild von graufigem Humor, als aus dem Kellerloche die mit den in der Bibliothek gefundenen phantastischen Garderobestücken und Perücken behängten Gestalten der urplötzlich nüchtern gewordenen Soldaten auftauchten und die beiden Leichen hinter sich her schleppten, aus deren blauroten Gesichtern die weit aufgerissenen Augen mit glasigem Schimmer ins Leere starrten.

Man grub im Garten ein Grab, legte die toten Kameraden hinein, gab über dem Hügel eine Gewehrhalbe ab und schmückte die Stätte mit dem römischen Altar, auf dessen glatte Rückseite ein des Schreibens kundiger Lotzringer mit roter Farbe die Namen Pierre Degras und Jean Jacques Etouville malte.

Während alles dies geschah, saßen der Riese und der Zwerg, der Mann des Kampfes und der Friedensengel, einträchtig nebeneinander auf der umgedrehten Backmulde und erzählten sich ihre beiderseitigen Lebensschicksale, denen eine gewisse Ähnlichkeit nicht abzusprechen war. Der Große wie der Kleine hatten sich an demselben Vorbilde zu denkwürdigen Thaten begeistert, aber aus diesen Thaten war nie etwas Rechtes geworden, nicht weil den beiden Männern die Fähigkeit und die Ausdauer gefehlt hätten, sondern weil ihnen ein tückisches Schicksal immer im entscheidenden Augenblick einen Strich durch die Rechnung zu machen pflegte. Sie waren beide große Springer, aber beiden fehlte das Rhodus, auf dem sie sich mit ihren Fertigkeiten hätten produzieren können. Was nützen alle Talente und Vorklänge, so lange das Glück nicht die Gleichheit aller Menschen respektiert! So lange es dem korrupten Grundsatz huldigt, seinen Günstlingen alles zu geben und den andern nicht einmal die Gelegenheit läßt, auch nur die allerkleinste Großthat zu vollbringen! Wie viele Bonapartes mögen wohl unter uns wandeln, denen zu einer glänzenden Laufbahn nur die Brücke von Arcole fehlt, die sie ohne Frage genau so wie jener bekannte Bonaparte aus Naccio als Sprungbrett zum Sprunge in die Unsterblichkeit benutzen würden.

Wodurch sich Pancrätius von Martinchen unterschied, das war der leise Zweifel, den er, allerdings erst seit wenig Stunden, an seiner eignen Heldennission hegte. Die bittere Erkenntnis, daß er möglicherweise doch nicht der sei, den sich das Schicksal als Werkzeug zur Vertilgung der Gallier ausersehen habe, hatte ihn in der kurzen Zeitpanne um Jahrzehnte gereift. So konnte er mit wehmütigem, mitleidvollem Lächeln den Friedensprojekten des kleinen Freundes lauschen, der noch so hoffnungsfroh, so unbefangenen zuversichtlich, so voller schöner großer Illusionen war. Und so kam es, daß die beiden Freunde, die Hand in Hand auf ihrem Backtroge saßen, sich gegenseitig mit der nachsichtigen Milde und der fingierten Teilnahme behandelten, die man gewöhnlich nur Menschen zuwendet, deren geistige Verfassung solche zarten Rücksichten fordert. Und da sie sich nun gegenseitig in ihren Vorklären bestärkten, und jeder von ihnen auf die vermeintliche Wahnidee des andern einging, so wurden sie an einander völlig irre und betrachteten sich gegenseitig mit stillem Argwohn. Dies verhinderte jedoch nicht, daß jeder von ihnen in seinem Innern dem Himmel für die ihm verleihe Gabe höherer Einsicht dankte, und daß sogar Pancrätius langsam wieder zu der Überzeugung gelangte, das Schicksal habe ihm dennoch große Aufgaben vorbehalten, und seine jetzige Lage — er betrachtete hierbei die Fessel, die er mit einem einzigen Ruck hätte sprengen können — sei nur eine läuternde Vorbereitung für das Kommende.

Das Zwiegespräch der beiden Freunde wurde durch die Rückkehr des Boten unterbrochen. Dieser überbrachte dem Leutnant den Befehl, den Gefangnen zur Aburteilung nach Burgbrohl zu schaffen, wo sich gerade der mit der Bestrafung widersetzlicher Zivilpersonen betraute Offizier aufhielt. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß der Ausdruck „Zivilpersonen“ unsern Delinquenten ein wenig ernüchterte. Daß er zu dieser Kategorie von Menschen gehörte, kam ihm erst jetzt zum Bewußtsein. Allerdings: ein Geistlicher ist kein Berufs солдат, aber konnte er nicht auch

ohne Uniform ein Held sein? Lehrte nicht die Weltgeschichte eindringlich genug, daß im entscheidenden Augenblick Helden erstanden waren, wo man sie am wenigsten hervorgebracht! Wie viele streitbare Geistliche hatten allein die Rheingegenden hervorgebracht! Zu Duzenden wollte Pancrätius sie aufzählen, die Kurfürsten, Bischöfe und Äbte, die in Zeiten politischer Erregung zu Harnisch und Schwert gegriffen oder den eisernen Krummstab als Streitkolben gebraucht hatten. Und was jene gethan hatten, sollte ihm, den schon die Natur zum Krieger gestempelt hatte, verwehrt sein?

Man ließ ihm nicht allzu viel Zeit, über seine Lage nachzudenken. Ein Wagen, von den Franzosen in der Mühle requiriert, hielt schon am Gartenpfortchen. Pancrätius wurde genötigt, ihn zu besteigen und auf dem Strohbunde Platz zu nehmen. Aber er blieb nicht allein. Während er noch überlegte, weshalb sich der Wagen nicht in Bewegung setze, erhob sich im Hause das wohlbekannte Jammergeschrei des Schweines. Von rohen Söldnern mehr getragen als geschoben erschien es in der Thür, machte aber schleunigst wieder kehrt und brachte bei dieser unvorhergesehenen Bewegung nicht weniger als drei seiner Peiniger zu Fall. Aber die Flucht nützte dem armen Tiere nichts, es wurde endlich doch überwältigt und von zwölf gallischen Armen neben Pancrätius auf den Wagen geworfen, wo es sich alsbald, mit seinem Schicksal ausgesöhnt, behaglich niederließ und seinen Küffel tief in das Stroh verfenkte. Der Leutnant nahm neben dem Fuhrmann Platz, und Martinchen trat an die Seite, um neben dem Wagen herwandernd dem Riesen Mut zuzusprechen. Dann setzte sich das Fahrzeug, von der ganzen feindlichen Streitmacht eskortiert, in Bewegung.

Das sonst so friedliche Dorf Burgbrohl hatte ein völlig verändertes Aussehen erhalten. Das schöne Burghaus des Herrn von Bourscheidt, von seinen rechtmäßigen Besitzern verlassen und von den Franzosen besetzt, glich mehr einer Kaserne als einem Herrschaftssitze. Vom Dache wehte die Triflore, und in dem geräumigen Hofe standen neben Proviant- und Munitionswagen ganze Koppeln Pferde und Herden von Schlachtvieh, die man den Bauern aus den Ställen geholt und hier zusammengetrieben hatte. Mit verhaltneim Ingrimm schauten die Beraubten dem Treiben des Kriegsvolks zu, das, größtenteils betrunken, mit Frauen und Mädchen rohen Schabernack trieb.

Der Wagen hielt auf dem Marktplatz. Auch hier bot sich unserm Gefangnen ein ungewohnter Anblick: ein schlanker Baum, dessen welkes Laub seltsam mit den an die Zweige geknüpften bunten Bändern und der riesenhaften Jakobinermütze, die sich über dem Wipfel erhob, kontrastierte, war mitten auf dem Platz in das Pflaster gepflanzt worden — ein trauriges Symbol dessen, was man in Paris den Frühling einer neuen Zeit nannte.

Ein paar Sansculotten lungerten, das Gewehr im Arm und die Stummelpfeife im Munde, vor dem Gasthause umher, wo die Offiziere ihr Quartier aufgeschlagen hatten. Leutnant Saint-Lambert sprang vom Bock und befahl Pancrätius, Martinchen und einigen seiner Soldaten ihm ins Haus zu folgen. Sie mußten lange auf dem Vorsaale warten, ehe sich Kapitän Béchamel — so hieß der Rhadamantys in Uniform — dazu bequeme, sie zu empfangen. Nachdem er die Meldung des Leutnants entgegengenommen und den Delinquenten mit prüfendem Auge betrachtet hatte, befahl er den Gefangnen in die Gaststube zu führen, wo er sogleich den Fall untersuchen und das Urteil sprechen werde. Jetzt trat Martinchen unter zahllosen Verbeugungen an den Kapitän heran und flüsterte ihm etwas zu, was diesen veranlaßte, sich den Verbrecher noch einmal genau zu betrachten. Dann begab auch er sich in die Gaststube.

Man kann nicht behaupten, daß die nun folgende Verhandlung besonders feierlich gewesen wäre, oder daß man durch unnütze Schreibereien und Formali-

täten ein Verfahren in die Länge gezogen hätte, über dessen Ausgang nur der Hauptbeteiligte im unklaren sein konnte.

War General Lesebvre, wie Martinchén dem Freunde so eifrig versichert hatte, kein Unmensch, so war es Kapitán Béchamel noch weniger. Er nannte das fröhliche Land der Gascogne seine Heimat und war wie alle seine Landsleute, wenn man seinen Reden hätte trauen dürfen, ein gewaltiger Held, in Wirklichkeit aber ein großes Kind, das sich am Erzählen denkwürdiger Thaten mehr ergötzte als am Vollbringen. In dem streitbaren Phantasten, der jetzt unter der Anklage, Soldaten der Republik thätlich angegriffen zu haben, vor ihm stand, mochte er wohl einen Geistesverwandten von sich selbst erkennen, wie ihm denn auch Pancratiussens mit großer Würde und wahrhaft antiker Ruhe gesprochne Rechtfertigung: *Mon officier! Un bon commandant défend sa forteresse!* thatsächlich imponierte.

Den Bericht über die Belagerung und die Eroberung der Schweppenburg, den Saint-Lambert in ganz geschäftsmäßigem Ton erstattete, vernahm Béchamel mit sichtlichem Behagen, und die Einzelheiten der Verteidigungsgeschichte erfüllten ihn mit solchem Entzücken, daß er sie sich, angeblich um Klarheit in den Fall zu bringen, von jedem einzelnen der Soldaten wiederholen ließ, wodurch das Protokoll freilich weniger an Klarheit als an Buntheit gewann. Daß die Belagerer das Komödienspiel unsers Freundes verhältnismäßig bald durchschaut und in den mannigfachen Gestalten, die sich ihnen gezeigt, immer wieder den einzigen Pancratius erkannt hatten, setzte diesen in nicht geringes Erstaunen. Noch merkwürdiger aber erschien ihm, was seine Feinde alles in diesen Gestalten gesehen haben wollten. Der eine behauptete, er habe ganz deutlich gesehen, wie sich der Delinquent plötzlich in den leibhaftigen Teufel verwandelt habe, einem andern sollte er als Steuerpächter *Le Notre* aus Versailles erschienen sein, ein dritter wollte die heilige Jungfrau von Neims gesehen haben.

Der Gascogner, durch diese Verquickung von Helden- und Komödiantentum auf das angenehmste berührt, wurde mit jeder Minute milder gestimmt, sodaß Martinchén, der als Dolmetscher fungierte, oder richtiger, nicht fungierte, da Pancratius selbst ganz leidlich französisch sprach, nicht einmal nötig hatte, ein Wort der Verteidigung einfließen zu lassen.

Nachdem das Verhör abgeschlossen, und der Thatbestand, von dem der Angeklagte übrigens kein Jota leugnete, festgestellt worden war, setzte Kapitán Béchamel sein strengstes Gesicht auf und erklärte nach längerem Schweigen, daß er den Delinquenten zwar des ihm zur Last gelegten Verbrechens schuldig befunden habe, daß er jedoch in Anbetracht der von ihm an den Tag gelegten Entschlossenheit und eines besondern, nicht näher zu erörternden Umstands — bei diesem Worte fuhr er sich mit dem Daumen leicht über die Stirn — davon absehen wolle, ihn an Leib und Leben zu bestrafen, sondern ihn nur dazu verurteile, in Gegenwart des anwesenden französischen Militärs und der Einwohnerschaft von Burgbrohl unter den Klängen der *Marceillaise* etlichemal um den Freiheitsbaum zu tanzen.

Pancratius hörte das Urteil mit der Gelassenheit, die wir schon so oft an ihm bewundert haben, an. Daß er, der sich vor den Gallern freiwillig als Schauspieler produziert hatte, nun unfreiwillig als Tänzer auftreten sollte, schien ihm wirklich nicht allzuhart. Der Kapitán ließ Alarm blasen, und so füllte sich der kleine Marktplatz, ehe fünf Minuten vergingen, mit einem an Zahl ganz ansehnlichen Publikum. Die Soldaten, alles in allem etwa hundertundfünfzig Mann, stellten sich in einem Kreise auf, dessen Mittelpunkt der Freiheitsbaum war. Hinter diesem Kordon drängte sich die Ortseinwohnerschaft in der Erwartung eines außerordentlichen Schauspiels zusammen. Nur ein Bäcker, der vor seiner Hausthür Holzschette zerkleinerte, ließ sich durch den Auflauf nicht in seiner Arbeit stören,

sondern wandte dem versammelten Kriegsvolke mit offenkundiger Geringschätzung seinen breiten Rücken zu.

Pancratius wurde von seiner Fessel befreit und durch eine schmale Gasse nach der eigentümlichen Richtstätte geführt. Bei seinem Erscheinen stimmten zwei Trommler und zwei Pfeifer das Lied der Freiheit an.

Nicht ohne Würde trat unser Freund in die Arena, nicht ohne Würde hob er die gewaltigen Füße zum Tanze. Aus einiger Entfernung beobachtet mußte die Szene lebhaft an die Schaustellung eines riesenhaften Tanzbären erinnern, und in der That machte sie auf die Zuschauer auch einen ganz ähnlichen Eindruck. Die geheime Furcht, der unheimliche Tänzer könne plötzlich seine natürliche Wildheit wiedererlangen und sich unter das Publikum stürzen, läßt bei solchen Gelegenheiten die Freude an der grotesken Komik nie ganz aufkommen.

Philosophen pflegen zu behaupten, der schwerste Kampf sei der, den der Mensch gegen seine Leidenschaften führe. Sie haben Unrecht. Der Kampf gegen die Lächerlichkeit ist tausendmal schwerer. Pancratius bestand ihn glänzend. In diesem Augenblicke war er wirklich groß, ein Held vom Scheitel bis zur Sohle. Keiner der Zuschauer wagte zu lachen. Ein Bauernbursche, der den Mund zu einem blöden Grinsen verzog, erhielt von seinem Nebenmann einen Stoß, daß ihm Hören und Sehen verging.

Zweimal schon hatte der Riese den Freiheitsbaum ersten Antlitzes umkreist. Da ließ er den Blick über die Versammlung schweifen und sah nun, wie dicht beim Marktbrunnen ein trunkner Franzose eine gebrechliche alte Frau, die ihm nicht schnell genug Platz gemacht hatte, mit der Faust ins Gesicht schlug. Jetzt war es mit Pancratiussens Selbstbeherrschung vorbei. Den Riesen, der die eigne Schmach mit übermenschlicher Geduld ertragen hatte, ergriff beim Anblick fremden Glanzes der furor teutonicus. Er blieb stehn und schaute mit einem Gesichtsausdruck über die Köpfe der vor ihm aufgestellten Soldaten hinweg, daß diese unwillkürlich einen Schritt zurücktraten. Dann wandte er sich um, packte mit beiden Händen den schlanken Stamm des Freiheitsbaums, schüttelte ihn, daß die Jakobinermütze in weitem Bogen zur Erde flog, riß ihn aus dem Pflaster und stürzte, den Baum wie eine Keule schwingend mitten durch die schleunigst zurückweichende Menge auf den Missethäter los. Ein furchtbarer Hieb sauste auf den Schädel des Franzosen nieder, der ohne einen Laut von sich zu geben zusammenbrach und blutüberströmt liegen blieb. Ein paar Sekunden lang blieb alles wie angewurzelt stehn. Dann vernahm man Kapitän Béchamels Stimme, der nach seinen Pistolen rief und mit drei Sprüngen in das Gasthaus eilte, wo er offenbar dringliches zu thun vorfand, da er nicht wieder zurückkam. Aber der Ruf nach den Waffen hatte den Bann gebrochen. Vier oder fünf Franzosen rannten mit gefälltem Bajonett auf den Rasenden los, vermochten aber nicht nahe genug an ihn hinanzukommen, da er den Baum wie einen Besen benutzte und jeden, der sich in seinen Bereich wagte, zur Seite fegte. Ein Schuß, den ein Soldat auf Pancratius abfeuerte, erhöhte nur dessen Wut und bewirkte, daß er sich gegen den unglücklichen Schützen wandte und ihn durch einen furchtbaren Stoß gegen die Brust kampfunfähig machte.

Als die Burgbrodler sahen, mit welchem Erfolge der geistliche Herr unter ihren Peinigern aufräumte, spürten auch sie den Mannesmut in ihren Herzen erwachen. Der Bäcker war der erste, der sich an der Schlacht beteiligte. Seine Art wirkte Wunder. Drei der Gegner lagen schon am Boden, als er einen Bajonettstich durch den rechten Oberarm erhielt. Aber er achtete seiner Wunde nicht, faßte die Waffe mit der Linken und hieb nur um so erbitterter drein. Inzwischen hatten sich die übrigen der Holzschette bemächtigt, die gerade handgerecht und von guter Schwere waren. Mit diesen draschen sie wacker auf die Franzosen los, die sich noch eine kurze Zeit lang verzweifelt wehrten, dann aber der Übermacht wichen

und in den Hof des Burghauses zu flüchten versuchten. Ehe sie jedoch das Hofthor zu schließen vermochten, drangen auch die Verfolger ein, vertauschten die Holzprügel mit Spaten, Mistgabeln und Pflugscharen und richteten unter allen, die sich nicht eines Pferdes zu bemächtigen und durch eine Seitenthür der Scheune ins Freie zu gelangen vermochten, ein furchtbares Blutbad an. Etwa vierzig, unter diesen Leutnant Saint-Lambert und zwei andre Offiziere, entkamen, erreichten unangefochten die Landstraße und sprengten in gestrecktem Galopp nach Brohl hinunter, wo sie sich mit andern Abteilungen der Rhein- und Moselarmee vereinigten.

Als Martinchen, der sich seiner friedliebenden Gesinnung gemäß des Kampfes enthalten hatte, die Wendung der Dinge bemerkte, schleuderte er Pistolen und Säbel von sich, warf die Jakobinermütze zur Erde und trampelte darauf herum, als ob er mit dieser unschuldigen Kopfbedeckung zugleich die ganze Revolution vertilgen könne. Die Bauern zeigten für diese Symbolik wenig Verständnis, sie hatten am Blutvergießen Geschmack gefunden und waren in der Wahl ihrer Opfer durchaus nicht heikel. Schon wollten sie dem armen Flachskopf, diesem kümmerlichen Reste der Fremdherrschaft, zu Leibe gehn, als zu seinem Heile Pancrätius auf der Bildfläche erschien, den Zwerg beim Gürtel ergriff und ohne weiteres auf seine breite Schulter setzte. Es war ein unvergleichlich schönes und erhebendes Bild: der siegreiche Held, an dessen breite Wange sich die Taube des Friedens schmiegte. Wo unser großer Freund sich sehen ließ, scholl ihm der Jubel der Menge entgegen. In dieser Stunde empfand er, was es heißt, der Retter des Vaterlands, der Liebling seines Volks zu sein. Seine Hoffnung war in Erfüllung gegangen, der Name Pancrätius Sackmann glänzte nun mit unauslöschlichen Lettern in den Büchern der Geschichte.

Wir lesen in den Überlieferungen römischer Historiker, daß bei den feierlichen Triumphzügen der siegreichen Feldherren auf dem Prunkwagen des Triumphators ein Mann zu stehn pflegte, dessen Aufgabe es war, dem Gefeierten allerlei Daten aus der *chronique scandaleuse* seines Lebens zuzuramen und die Pausen im Jubelgeschrei der begeisterten Menge mit sinnigen Andeutungen über menschliche Schwächen im allgemeinen und im besondern auszufüllen. Man sah wohl nicht mit Unrecht in dieser merkwürdigen Einrichtung ein Präservativmittel gegen den Größenwahn, der keineswegs nur eine Berufskrankheit der Subalternbeamten, Bureauvorsteher und ähnlicher Leute ist, sondern auch die Männer des Schwertes und der Feder nicht verschont.

Auch dem triumphierenden Pancrätius hatte das vorsorgliche Schicksal einen solchen Zurauner beigegeben. Sehen konnte man ihn freilich nicht. Es war nur die Stimme in seinem Innern, die ihm ohne Unterbrechung die Worte zuflüsterte: Du hast nach ihrer Pfeife getanzt!

Und dieser Stimme gelang es, dem Sieger den Triumph gründlich zu vergällen. Aus den Jubelrufen der Menge, aus dem Klang der Kirchenglocke, die jetzt zur Siegesfeier geläutet wurde, sogar aus dem Gebrüll der Rufe und dem Blöken der Schafe glaubte er immer nur das eine zu vernehmen: Du hast nach ihrer Pfeife getanzt!

Martinchen, der längst wieder auf eignen Füßen stand und als Pancrätius' Schützling jetzt allgemein respektiert wurde, versuchte den Freund aufzuheitern. Umsonst! Er hörte kaum zu, fragte jedoch, was er, der Flachskopf, jetzt zu thun gedenke, und bestärkte ihn in seinem Vorsatz, über Wassenach und Mayen nach der Mosel zu wandern, wo er sein Leben ruhig zu beschließen und seine Kräfte ganz den Wissenschaften widmen zu dürfen hoffte. Das war dem Riesen lieb. Er hatte im geheimen gefürchtet, der Kleine hege die Absicht, die Gastfreundschaft der Schweppenburg in Anspruch zu nehmen und ihm so als ein lebendes Andenken an die Tage des Ruhms und der Schmach auf unabsehbare Zeit vor Augen zu bleiben.

Der Abschied der Jugendfreunde fiel insofgedessen unerwartet kurz und kühl aus. Pancrattius versah sich sodann mit einem Guehrriemen, begab sich in den Gutshof, suchte unter den ihrer rechtmäßigen Besitzer harrenden Schweine das seine aus, knüpfte ihm den Riemen an das linke Hinterbein und wanderte mit seinem grunzenden Begleiter unbekümmert um die Burgbrohler Bauern und den vor Rührung beinahe erstickenden Flachskopf seinem Kastell zu.

Das erste, was ihm dort in die Augen fiel, war der römische Altar, der jetzt mitten im Garten stand, und wie die Aufschrift auf der Rückseite sagte, zwei neuen Gottheiten, den diis manibus des Pierre Degras und des Jean Jacques Etouville, geweiht war. Unserm Freunde, der von dem Tod und dem Begräbniß der beiden Helden nichts wußte, sagte die Aufschrift nichts weiter, als daß hier ruchlose Hände ein Heiligtum geschändet hätten, das er so viele Jahre pietätvoll gehütet hatte. Der Gute! Er ahnte nicht, daß sich die vermeintlichen Herostraten nicht an Mars und an Hercules, wohl aber am Genius des Ortes und vor allem an Bacchus versündigt hatten und nun als Opfer der beleidigten Gottheiten unter dem Altarsteine ruhten.

Das zweite, was er bemerkte, war das Chaos in der Bibliothek. Er war mit großen Sprüngen die Treppen hinaufgeeilt und hatte klopfenden Herzens die Thür des geheiligten Raums geöffnet. Dem Himmel sei Dank! Die Bücher waren noch da! Was that es, daß sie in wirrem Durcheinander am Boden lagen! Hatte es den Franzosen Vergnügen gemacht, die langen Reihen der Leder- und Pergamentbände von den Brettern der Regale herunterzufegen, gut, so war das eben ein der Barbaren würdiges Vergnügen! Welche Wonnen dem Bücherfreunde das Ordnen seiner Schätze bereitet, das konnten die Vandalen freilich nicht ahnen. Und Pancrattius, der eine neue Lebensaufgabe vor sich sah, schwelgte schon in den Genüssen, die hier seiner harreten.

Nachdem er sich wieder notdürftig in der Burg eingerichtet hatte, ging er an seine Arbeit. Und wieder stand er mit Staubtuch und Federwedel unter den Bücherhaufen, und wieder las er Band für Band zu Ende, ehe er ihm seinen Platz anwies.

Am dritten Tage wurde er durch starkes Klopfen an der Hausthür gestört. Als er ans Fenster trat, sah er unten den Burgbrohler Bäcker und drei seiner Kampfgenossen stehn, die einen gefesselten französischen Offizier zwischen sich hatten. Es war Kapitän Béchamel, der wackre Gascogner. Man hatte ihn am demselben Morgen auf dem Boden des Gasthauses, wo er sich seit dem Gemetzel verborgen gehalten hatte, unter alten Betten und Kleidern entdeckt und ans Licht gezogen. Was lag näher, als ihn dem Burgkaplan, über den er zu Gericht geessen hatte, zu überantworten?

Pancrattius ging hinunter, schüttelte den Burgbrohlern schweigend die Rechte und führte sie samt ihrem Gefangnen vor den römischen Altar, wo er sie bat, einen Augenblick zu warten. Dann ging er mit wunderbarer Ruhe und Würde ins Haus, lehrte mit einem Eimer Wasser, einem Napf Seife, einer Mulde Scheuer sand und einer Bürste zurück, gab diese dem Franzosen in die Hand und deutete ihm pantomimisch an, was er mit diesem Instrument machen solle. Béchamel schien diese stumme Aufforderung nicht zu verstehn oder verstehn zu wollen, worauf unser Freund noch einmal mit großer Ruhe verschwand und mit einer Hundepeitsche zurückkam, deren Anblick dem armen Kapitän plötzlich zu einem merkwürdig feinen Verständnis für Pancrattiusens Wünsche verhalf. Er ergriff die Bürste, tauchte sie nacheinander in Wasser, Seife und Sand und bearbeitete die Rückseite des Altars, bis die letzte Spur der roten Farbe verschwunden war.

So, gute Leute, sagte jetzt Pancrattius zu den Burgbrohlern, nun laßt ihn laufen. Er mag sehen, wie er zu den Seinen kommt.

Er wird nicht zu weit kommen, wandte der Bäcker ein; wenn er lebend den Rhein erreicht, so kann er von Glück sagen.

Und wer weiß, ob er dort so bald auf Kameraden stößt, bemerkte unser Freund nachdenklich. Der Weg bis Koblenz ist weit, und in Uniform, wie er da steht, werden sie ihn nicht durchlassen.

Er gab dem Offizier einen Wink, ihm ins Haus zu folgen. In einem Winkel des Vorsaals lag, was die Franzosen an Garderobestücken übrig gelassen hatten. Es war nicht gerade das Kostbarste, aber eben deshalb für den Zweck, den Pancratius im Auge hatte, das Brauchbarste. Béchamel begriff, was der Hinweis auf den Kleiderhaufen bedeuten sollte. Er suchte sich einen alten Jagdanzug heraus, zog über die Jacke noch einen blauen Bauernkittel und stülpte sich eine Pelzmütze über den Kopf, die so groß war, daß sie nicht nur Stirn und Augenbrauen, sondern auch noch einen Teil der scharf geschnittenen Nase verbarg. Seine eigne Uniform steckte er in einen Sack, warf diesen über die Schulter und zog von dannen, nicht ohne dem großmütigen Feinde mit Emphase gedankt und seine Hände mit Küffen bedeckt zu haben.

Von diesem Tage an ließ sich Pancratius so gut wie nie mehr sehen. Mit den „Untertanen“ verkehrte er nur noch schriftlich, und den Mühlnknappen, der ihm an jedem dritten Tage die notwendigsten Lebensmittel brachte, hatte er angewiesen, die Pakete und Düten in einen Korb zu legen, den er von einem Fenster der Bibliothek an einem Stricke hinabließ und gefüllt wieder emporhaspelte.

Weshalb mochte sich der sonderbare Mann zu diesem Einsiedlerleben verdammen? Litt sein Kindergemüt unter dem Bewußtsein, das Blutbad in Burgbrohl angerichtet zu haben? Drückte ihn noch immer der Gedanke an die erlittne Schmach? Nein! Weder das eine noch das andre war der Grund zu dem großen Entschlusse, fortan ein Lebendigbegrabener zu sein. Es war ein Opfer, das er seinem Ruhm brachte.

Die Heroen des Altertums hatte, sobald das große Werk, zu dem das Schicksal sie bestimmt hatte, verrichtet war, eine gütige Gottheit aus dem Kreise der Lebenden entrückt. So lebten sie zwiefach weiter, in den Gefilden der Seligen und im Gedächtnis der Menschen, vor deren Augen das Bild des Helden auf der Höhe seines Ruhms stand — ungetrübt durch menschliche Schwächen, unberührt von der verzehrenden Hand des Alters.

Hätte man Pancratius gesagt, er sei noch zu andern, größern Thaten auszuersuchen, seine Heldenlaufbahn sei noch nicht abgeschlossen, er würde überlegen gelächelt haben. Das wußte er denn doch besser! Das Schicksal selbst hatte ihm ein Zeichen gegeben. Der römische Altar, dessen Auftauchen aus dem Erden Schoße ihm einst seine große Mission angedeutet hatte, sank langsam aber stetig wieder in die Tiefe hinab. Er ahnte die wahre Ursache dieser seltsamen Erscheinung nicht, würde einer Erklärung auch keinen Glauben geschenkt haben, da er sich wie die meisten Menschen lieber an das Übernatürliche als an das Natürliche hielt.

Jahrelang konnte man von der Landstraße aus an warmen Sommerabenden im Garten der Schweppenburg einen riesenhaften aber schon merklich gebeugten Kreis auf und nieder wandeln und sinnend vor dem antiken Steine stehn sehen, von dem nur noch der obere Teil aus Gras und Nesseln hervorlugte. Gegen das Ende der zwanziger Jahre soll der alte Einsiedler gestorben sein.

Als man um die Mitte des Jahrhunderts den römischen Grabstein wieder ausgrub und in dem damals wesentlich verschönerten Burggarten aufstellte, wo ihn der Besucher des Brohlthales heute noch sehen kann, erwachte merkwürdigerweise auch wieder die Erinnerung an Pancratius. Er soll zur Nachtzeit in den Gemächern der einsamen Burg umgeh'n. Ja, der derzeitige Pächter der Mühle, von dem ich manchen Zug aus dem Leben des streitbaren geistlichen Herrn erfahren

habe, läßt sich nicht ausreden, er habe vor etlichen Jahren in einer mondheilen Oktobernacht deutlich wahrgenommen, wie eine riesenhafte Gestalt in blankem Harnisch plötzlich ein Fenster des dritten Stockwerks aufgerissen und mit einer Entenflinte auf ihn gezielt habe. Als der überraschte Wandrer dreimal das Zeichen des Kreuzes gemacht habe, sei die Erscheinung unter höhnischem Gelächter entwichen.

Armer Pancratiuz, so bist du also ein ganz gewöhnliches Burggespenst geworden! Sic transit gloria mundi!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Malthusfrage. Franz Oppenheimer hat die hundert Jahre oder vielleicht auch ein paar tausend Jahre alte Frage — denn Malthus ist nicht der erste, der sie aufgeworfen hat — in seiner Schrift: Das Bevölkerungsgesetz des T. R. Malthus und der neuern Nationalökonomie (Dr. John Edelsheim, Berlin-Bern, 1901) wenigstens in einem Punkte ins reine gebracht. Er schält den echten Malthusianismus aus dem heraus, was sich heute so nennt, und zeigt, daß sich die heutigen Malthusianer (nämlich die wissenschaftlichen; die praktischen Neumalthusianer zieht er nicht in den Bereich seiner Untersuchungen) fälschlich so nennen. Sie sprechen alle nur von der Tendenz zu einer Volksvermehrung, die das richtige Verhältnis zur Nahrungsmittelvermehrung überschreitet. Malthus habe zwar auch das Wort Tendenz gebraucht, aber bei ihm habe dieses Wort einen andern Sinn als bei den neuern. Diese denken dabei an ein Streben, das sich nicht durchzusetzen braucht, Malthus lehrt, daß sich die Tendenz immer und überall durchsetze, daß sich also tatsächlich die Bevölkerung, wenn nicht künstliche Mittel dagegen angewandt werden, immer und notwendigerweise stärker vermehre als die Unterhaltsmittel, sodaß also der Überschuß durch Hunger umkommen müsse; es soll dies nur ein besondrer Fall des Gesetzes sein, das alle Organismen beherrsche. Dieser echte Malthusianismus, darin hat Oppenheimer Recht, widerlegt sich selbst, denn wenn das von Malthus aufgestellte Gesetz in der Natur waltete, hätten sich die Organismen überhaupt nicht vermehren können, und es wäre bestenfalls bei der Fortpflanzung der Gattungen in je zwei Exemplaren geblieben. Mit diesem Unfinn hat also die moderne Nationalökonomie nichts zu schaffen. Diese lehrt nur, daß bei starker Volksvermehrung Schwierigkeiten und Übel entstehen, deren Ursprung weniger in der Natur als in den gesellschaftlichen Einrichtungen und in der Gemütsbeschaffenheit der Menschen liegen, und daß wegen der Kleinheit der Oberfläche unsers Planeten nach einigen hundert oder tausend Jahren allerdings wohl auch die Natur einer weitern Vermehrung der Menschen Halt gebieten könnte. Oppenheimer nennt das prophetischen Malthusianismus und teilt dessen Anhänger in zwei Klassen, je nachdem sie mehr auf die in nächster Zukunft von den gesellschaftlichen Einrichtungen oder auf die im dritten Jahrtausend von der Kleinheit der Erdoberfläche drohenden Übel hinweisen, und er sucht beider Befürchtungen zu widerlegen. Auf das, was er über die zweite Spielart sagt, gehn wir nicht ein. Den Kopf der Menschen des dritten Jahrtausends brauchen wir uns nicht zu zerbrechen. Oppenheimers Nachweis, daß die Erde bequem zweihundert Milliarden Menschen zu ernähren vermöchte, ist ebenso wertlos, wie der Nachweis seiner Gegner, daß es höchstens für neun Milliarden langt. Nur zweierlei wollen wir dazu bemerken: daß wir keiner von den zweihundert Milliarden sein möchten, denn Menschen